

## ERINNERUNGEN AN DIE FRÜHZEIT DER JOHANNES GUTENBERG-UNIVERSITÄT: ZEITLÄUFE EINER STUDENTIN DER MEDIZIN, DIE 1946 BEGANN

von Marlis Gleichauf

Das Studium in Mainz im Jahr 1946 und auch noch einige Jahre danach hatte Besonderheiten, die man heute, so glaube ich, nur richtig verstehen kann, wenn man etwas von der Vorgeschichte damaliger Studenten, also auch von meiner, weiß.

1927 wurde ich in Breslau als Tochter eines Ingenieurs geboren. Nach je vierjährigem Besuch der Volksschule und der Mittelschule des Ursulinenklosters in Breslau trat ich, nach Schließung aller konfessionellen Schulen durch die Nazis, in die Obertertia der König-Wilhelm-Schule in Breslau ein. Ich verlebte eine sehr glückliche Kindheit, in der ich wirklich alles hatte, was ich brauchte oder mir wünschte. Auf unserem Motorboot verbrachten wir fast jedes Wochenende und auch ganze Ferien auf der Oder. Ich war eine große Schwimmerin und bin bei vielen Wettkämpfen, auch Deutschen Meisterschaften, mitgeschwommen.

1944 aber wurden alle Schulen geschlossen. Ich kam Anfang November, nach Einsatz in einem Rüstungsbetrieb, zum Reichsarbeitsdienst und wurde auf einem Bauernhof in Oberschlesien eingesetzt. Bei dieser, wie auch bei einzelnen nachfolgend beschriebenen Erinnerungen greife ich nicht nur auf meine Aufzeichnungen und meinen Lebenslauf zurück, sondern auch auf ein nicht publiziertes Interview, das 1998 Sabine Klapp, die mit Dozentin Dr. Hedwig Brüchert zusammenarbeitete, mit mir führte.

Im Januar 1945 bin ich aus dem Arbeitsdienst vor den Russen geflohen, hinein in einen Zug voller Verwundeter. Mit Rucksäcken, die wir uns im Arbeitsdienst aus unseren Kopfkissen genäht hatten, drängten wir uns in die Viehwaggons des Zuges. Als der Zug plötzlich in Breslau anhielt, floh ich weiter zu unserer Wohnung, die voller für mich fremder Menschen war, die auf irgendeine Fahrmöglichkeit warteten, um noch aus Breslau herauszukommen. Meine Familie hatte die Wohnung schon verlassen. Mit einer alten Zinkbadewanne voller Einmachgläser und Kartoffeln gelang mir bei eisiger Kälte die weitere Flucht nach Liegnitz. Mein Vater hatte einen Lastwagen vermitteln können, mit dem wir die tiefwinterlichen Straßen befuhren, auf denen sich zu Fuß flüchtende Menschen drängten. Dort traf ich endlich meine Mutter und meine beiden Schwestern. Mit diesen bin ich dann von Liegnitz nach Görlitz bis ins Erzgebirge nach Marienberg weitergeflohen. Wir schliefen dort zusammen mit einem Hund in einem kleinen schmalen Zimmer. Wir erlebten die Russen erstmalig am Tag der Kapitulation. Von da an hielten wir Frauen uns versteckt und waren in ständiger Angst, von den Russen entdeckt zu werden. Mein Vater war zuletzt an der Ostfront eingesetzt gewesen und kam nach der Kapitulation, um viele Jahre gealtert, über die Tschechei zu uns. Aus der russischen Zone sind wir dann, mit zwei selbstgebauten Leiterwagen mühsam und oft in Lebensgefahr über die „Grüne Grenze“ bei Hof zu den Amerikanern gestoßen. Mein Vater hatte keine Kräfte mehr und musste von uns, auf dem Leiterwagen liegend, transportiert werden.

In Bayern recht unfreundlich aufgenommen, zogen wir mit unseren Leiterwagen weiter nach Westen, über Koblenz nach Mayen in der Eifel, dem Geburtsort meiner Mutter. Von der Schwägerin meiner Mutter aufgenommen, lebten wir dann mit bis zu 18 Personen in dem stark zerstörten Haus der Großeltern ohne Strom und ohne Wasser. Wir mussten das Wasser weit weg holen, wir hatten aber Kartoffeln und Öl und dadurch haben wir nicht soviel Hunger gelitten. Es ging uns, für die damaligen Verhältnisse, sehr gut und dadurch, dass unter uns alles geteilt wurde, ergab sich, darüber hinaus, ein wunderbares Gefühl des Aufgehobenseins.

Noch im Jahr 1945 wurden wir alle sehr krank, aber auch durch tatkräftige Hilfe anderer ist alles gut über die Bühne gegangen: Meine Großmutter, der Bürgermeister und der Pfarrer halfen. Mein Vater hatte immer noch keine Existenz und wir waren drei Kinder ohne Ausbildung. Mein Bruder kam später, nach 3-jähriger französischer Kriegsgefangenschaft, noch dazu. Ich hatte von Breslau her nur meine Versetzung in die Oberprima, konnte dann aber, zusammen mit vielen heimgekehrten Kriegsteilnehmern, mein Abitur in Mayen machen.

Irgendwann, Anfang 1946, ist meine Mutter nach Mainz gefahren, da dort eine Universität eröffnet wurde. Sie hat dann ein Gespräch mit Rektor Josef Schmid gehabt und sie, ich weiß nicht wie es ihr gelungen ist und ob eine Ersatzwährung im Spiel war, kam nach Mayen zurück und hatte für mich einen Studienplatz in der Tasche. Meine Mutter hat mich also in Mainz immatrikuliert. Sie hat damals auch in der Stadt irgendwelche Leute angesprochen, ob sie nicht ein Bett für mich hätten. Sie kam dann also zurück und hatte auch eine Unterkunft für mich und die war in Gonsenheim.

Nach dem ersten Semester habe ich mich von der naturwissenschaftlichen Fakultät zu der Medizinischen Fakultät umgemeldet. Da alle Medizinstudenten zunächst auch Naturwissenschaften, also Physik, Chemie, Biologie, studieren müssen, konnte ich ohne Verlust von den Naturwissenschaften zur Medizin überwechseln.

Mit Papier und Büchern war es damals sehr schlecht bestellt. Ich schrieb die Vorlesungen nach auf alten Kontobüchern meiner Großeltern. Dieses gelbe Papier habe ich geschnitten und zusammengebunden. Bücher hatten wir überhaupt keine.

Wir hatten einen ganz phantastischen Professor für Anatomie, Professor Dabelow, der ein ausgezeichneter und begeisterter Zeichner war. Er stand jeden Tag an der Tafel. Er hatte die Fähigkeit, zweihändig zu malen. Wenn er dann beispielsweise das Gehirn an die Tafel malte, dann tat er es mit zwei Händen. Es ging sehr symmetrisch zu. Wir haben alles mitgemalt und mitgeschrieben. Die ungeheizten Hörsäle waren sehr voll und wir saßen auf den Stufen. Hinsichtlich der Kleidung war es angenehm, dass nicht nur wir selbst keinen Reichtum hatten sondern alle, die mitstudierten, auch nichts. Keiner brauchte und konnte dem anderen etwas vormachen, wir waren alle sehr zufrieden.

Aus den Briefen, die ich damals an meine Eltern geschrieben habe, wird mir im nach hinein, wieder bewußt, wie viel Hunger wir hatten. Alle Briefe drehen sich darum, wo kriegen wir was zu essen her? Wir haben damals schon ziemlich Hunger gelitten.

In der Anfangszeit habe ich bei der Familie gewohnt, die meine Mutter angesprochen hatte. Die Miete kostete damals 25 Reichsmark. Es war sehr kalt in dem Zimmer. Ich habe mich angezogen ins Bett gelegt, mich dick zugedeckt und trotzdem noch sehr gefroren. Bald hatte ich die Möglichkeit, in die Universität zu ziehen und zwar in diese Dachkammern. Wir wohnten, sage und schreibe, mit vier Mädchen in einem kleinen Zimmerchen. Es gab immer ein Bett und einen Sekretär und wieder ein Bett und einen Sekretär und einen kleinen Tisch in der Mitte. Daneben gab es eine kleine Kochküche. Dort kochten wir dann immer unser Süppchen. Wenn wir sehr gefroren haben, stellten wir einen Kocher unter den kleinen Tisch und unsere Füße drunter. Eine ältere Dame, die uns bewachte, durfte nicht entdecken, dass wir da etwas Heißes unter dem Tisch hatten.

Während die Männer bei der Trümmerbeseitigung helfen mussten, mussten wir Mädchen soundsoviele Arbeitsstunden in der Küche ableisten. Dazu gehörte unter anderem auch Kirschenerntern und zu zwanzig in der Küche entkernen.

Es gab damals schon eine Mensa, aber man konnte wenig darin kaufen, beispielsweise Brötchen auf Brotmarken. Eine Zeitlang gab es auch regelmäßig Spinat und ich konnte ihn schließlich nicht mehr sehen. Aber wir sind relativ häufig nach Hause gefahren, weil wir auf dem Rückweg immer Lebensmittel mitgenommen haben. Dazu gehörten auch irgendwelche Suppen, die meine Mutter gekocht hatte oder Brotaufstrich, z.B. Leberwurstaufstrich aus Maggi und Haferschleim, den sie fabriziert hatte.

Mittags traf ich mich regelmäßig mit anderen Studenten, meist aus Mayen, in der Mensa und wir haben uns dort aufgewärmt. Da ich so ziemlich die einzige Studentin aus Mayen war, brachten sie mir immer ihre kaputten Strümpfe mit, die ich dann gestopft habe. Es war immer sehr fröhlich und wir waren alle zufrieden.

Die finanzielle Situation war nicht einfach. Mein Vater hatte noch längere Zeit keinen Verdienst. Erst als aus Breslau alte Monteure zu ihm kamen, hat er wieder angefangen, als Heizungs-Ingenieur Aufträge anzunehmen. Ich musste ja Studiengebühren bezahlen und das war relativ viel. Von den Eltern bekam ich Beträge so um 30 Mark. Die Miete kostete 25 Mark, ein Brötchen kostete 3 Pfennig. In einem Ausgabenbuch habe ich alle Sachen mühsam aufgeführt.

Lehrbücher, in denen der Vorlesungsstoff nachgelesen werden konnte, gab es in dieser Anfangszeit der Universität nicht. Es gab auch noch keine Universitätsbibliothek. So hat man praktisch alles Wesentliche über die Vorlesungen der Professoren erfahren. Abgesehen von kleinen Abschriften hat man mitgeschrieben, mitgemalt. Zu Hause haben wir es dann in Hefte übertragen. Ich habe wunderschöne Gemälde von allen Organen gemalt und dadurch habe ich es mir auch sehr gut einprägen können.

Wir haben hervorragende Professoren gehabt. Zum Beispiel Professor Watzka, der kam von Prag her, eine Seele von Mensch. Die Professoren waren uns alle sehr zugetan.

Es gab dann auch die ersten Stipendien. Man musste dazu eine Fleißprüfung machen. Wir haben eigentlich keine Vorlesung versäumt, weil wir uns auch prüfen lassen mußten. Wir fingen morgens um acht Uhr an und haben dann bis mittags durchgearbeitet.

Ich hatte Bekannte drüben in Schierstein und habe versucht, oft in diese Familie mit 5 Kindern zu kommen. Der Familienvater war Doktor Mainka, der schon in Schlesien ein sehr gastfreundliches Haus gehabt hatte. Zu seinen vielen Kindern kamen immer Kinder von außerhalb dazu; alles was sie hatten, haben sie mit uns geteilt.

Als Räume für unsere Vorlesungen hatten wir unter anderem die Aula und das Auditorium maximum. In unserem Freundeskreis waren Frauen und Männer. Wir waren eine ganz große Clique und mussten morgens immer sehen, dass wir im Hörsaal Platz bekamen. Es waren immer zwei, die für den ganzen Freundeskreis freigehalten haben. Meist saßen wir auf den Stufen.

Mit unserem Freundeskreis haben wir viele Fahrradtouren gemacht, so in die Eifel, an den Bodensee. Im Rahmen eines Austausches mit französischen Studenten waren wir auch in Frankreich und kamen auf unseren alten Rädern in einer wunderschönen Reise nach Paris, Bordeaux und bis an die Biscaya.

Wir haben damals schon sehr viele allgemeine Vorträge gehört, Vorläufer der Vorlesungen des Studium Generale. Regelmäßig hörten wir Professor Holzamer, Philosophie, es gab wunderbare Musikstunden und es gab Professor Gerke, der Kunstgeschichte vortrug. Diese Vorlesungen waren überlaufen. So war es nicht nur die Medizin, die uns glücklich machte. Wenn

an der Universität Konzerte stattfanden, die ersten Konzerte in Mainz, dann saßen wir draußen auf dem Mäuerchen und haben alles mitgehört. Wir waren so hungrig auf Bildung, dass wir alles mitgenommen haben.

Mein Mann hat mitstudiert vom ersten Semester an. Er kam immer angefahren von Hattersheim. Seine Eltern stammten aus Mainz und waren ausgebombt, sie hatten keine Wohnung mehr in Mainz gefunden und wohnten so in Hattersheim. Er kam jeden Morgen von dort angefahren und lief von Kastel bis zur Universität hoch und am Abend wieder zurück nach Kastel. Damals waren das keine Entfernungen, das war selbstverständlich.

Vom Leben in der Stadt haben wir nicht viel mitbekommen. Mainz war eine ganz arme Stadt, eine selten arme Stadt. Wir liefen sehr ärmlich herum. Die Männer hatten noch ihre alte Soldatenkluft. Es gab rotkarierte Bettwäsche und daraus habe ich mir ein fesches Dirndl genäht. Die Schürze war aus einer alten roten Hakenkreuzfahne geschnitten. Wenn wir mal elegante Leute sehen wollten sind wir nach Wiesbaden auf die Wilhelmstraße gefahren. Dort gab es schöne Schaufenster und, im Gegensatz zu Mainz, gut gekleidete Menschen.

Wir haben unser Studium selbst finanzieren müssen. Es gab stellenweise Stipendien, aber das Leben kostete ja auch etwas. Wir haben also nebenbei gearbeitet. In Mainz gab es von Anfang an die Fasnachtsbälle und wir versuchten, uns dort irgendwie zu betätigen. Ich habe mich für die Fasnachtsitzungen im Schloß gemeldet und alle Präsidenten dort miterlebt. Man hat mir angetragen, Zigaretten zu verkaufen und ich fand überhaupt nichts dabei. Ich lief also mit einem Bauchladen herum, in dem alle Zigarettenarten drin waren. Die haben wir dann während der Sitzungen verkauft und es kam immer ein bisschen was zusammen. Wir haben dann auch Zigarettenmarken bekommen. Zigarettenmarken waren auf dem Schwarzmarkt sehr teuer. Ich habe zwar auch geraucht, aber zum Teil meine Zigaretten verkauft, es waren immer so kleine Beträge, die es dafür gab.

Als ich dann schon eingeweiht war im Schloß, kam ich zu höheren Diensten. Ich habe dann hinter der Sektbar gestanden und Sekt ausgeschenkt. So hat sich die Nacht, je nachdem wie man ausgegossen hat, schon mehr gelohnt. Das waren dann auch wieder nette Erinnerungen. Die Leute kannten einen schon alle. – Wir haben auch gearbeitet, wenn irgendwelche Ausstellungen waren oder haben Luftballons verkauft. Oder wir haben in der Sparkasse gearbeitet und zwar in den Nächten, wenn das Jahr zu Ende ging und die Bilanzen gemacht werden mussten. Wir mussten ja Studiengebühren zahlen und wollten nichts verpassen.

Zum Abschluß der vorklinischen Semester mussten wir dann das Physikum machen. Mit dem Abschluß der Klinischen Semester hatte ich dann, trotz allem, das Studium sehr schnell durchgezogen. Ich machte 1951 mein medizinisches Staatsexamen. Obwohl ich durch die Flucht Zeit verloren hatte, war ich also mit 24 Jahren fertig. Ich habe dann sofort mit meiner Ausbildung angefangen und zwar in der Kinderklinik. Zunächst war ich in der Mainzer Kinderklinik bei Professor Köttgen tätig. Dann war ich in Wuppertal, das damals die modernste Kinderklinik in Deutschland hatte.

1955 habe ich geheiratet. 14 Monate nach der Geburt unseres Sohnes kam die Tochter auf die Welt. Danach habe ich die Facharztausbildung - es fehlten mir noch 3 Monate - abgeschlossen und, nach einer kurzen Pause, als Kinderärztin für das Gesundheitsamt gearbeitet. Ich organisierte erstmals in Mainz Reihenuntersuchungen bei den vierjährigen Kindern aller Kindergärten des gesamten Stadtgebietes. Ich prüfte die Sprache der Kinder und führte mit entsprechenden Testgeräten Seh- und Hörprüfungen durch. Da es damals noch keine vorgeschriebenen Vorsorgeuntersuchungen bei Kindern gab und auch meine Testgeräte noch wenig im Einsatz waren, konnte ich viele Kinder noch vor der Einschulung zu einer fachärztlichen Behand-

lung weiterleiten. Mit 62 Jahren ging ich in den Ruhestand, um jüngeren Kollegen Platz zu machen.